

Buchbesprechung

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte =
Revue suisse d'art et d'archéologie = Rivista svizzera d'arte e
d'archeologia = Journal of Swiss archeology and art history**

Band (Jahr): **56 (1999)**

Heft 2

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Buchbesprechung

DANIEL GUTSCHER / ALEXANDER UELTSCHI / SUSI ULRICH-BOCHSLER: *Die St. Petersinsel im Bielersee – ehemaliges Cluniazenser-Priorat. Bericht über die Grabungen und Bauuntersuchungen von 1984–1986* (Berner Lehrmittel- und Medienverlag/Paul Haupt AG, Bern 1997). 357 Seiten, 469 Abbildungen und Pläne, davon 67 farbig, drei Falltafeln.

Die Grabungspublikation über die St. Petersinsel präsentiert den Idealfall archäologisch-bauhistorischer Forschung: Eine umfangreiche Grabung und Bauuntersuchung wird durch die Ausgräber selbst ausgewertet, unter angemessener Heranziehung von Spezialisten, und in vergleichsweise kurzer Zeit und aller gebotenen Ausführlichkeit publiziert – elf Jahre nach dem Abschluss der Feldarbeit. Über die Bedeutung des Einzelobjekts und den wissenschaftlichen Rang der Ergebnisse hinaus liegt die Leistung der Verantwortlichen und der Autoren nicht zuletzt darin zu zeigen, dass dieses oft eingeforderte, aber selten beobachtete Verfahren funktionieren kann – und dies im Rahmen laufender, denkmalpflegerischer Tätigkeit aller Beteiligten, nicht etwa als Produkt eines «abgehobenen» universitären Forschungsprojekts.

Dies setzt nicht nur eine glückliche Hand und viel Fleiss bei der Organisation von Auswertung und Publikation voraus, sondern auch adäquate finanzielle Mittel und nicht zuletzt den Einsatz moderner Techniken für die Erarbeitung von Schemazeichnungen und Rekonstruktionen. Notwendig war freilich auch der Mut zum «Unvollendeten», zum Verzicht auf umfassende Auswertungen und Einordnungen, also auf das, was vielfach noch als «eigentliche» wissenschaftliche Leistung gilt. Herausgekommen ist folglich nicht «das» moderne Buch über karolingische Kleinklöster oder über die Cluniazenserpriorate der Schweiz, sondern eine Publikation, die sich trotz flüssig geschriebener Texte und reichlicher Abbildungen dem raschen Zugriff von Seiten der Nicht-Archäologen entzieht: Historikern, aber auch der engeren Zunft der Kunst- und Architekturhistoriker wird es nicht ganz leicht gemacht, das Fundament, das archäologische Forschungen hier legen, zu würdigen und zu nutzen. Das ist deshalb zu bedauern, weil die Nachbardisziplinen oft in hohem Masse irritiert sind, dass es zu den Eigenarten archäologischer Forschung zu gehören scheint, ein solches «zweitrangig» wirkendes Objekt zur tragfähigen Säule wissenschaftlicher Aussagen zu machen – und zwar, weil die «historisch wichtigen» Monumente unpubliziert oder den unzureichenden Methoden der älteren Forschung zum Opfer gefallen sind.

Den ersten, mit 180 Seiten umfangreichsten Teil des Buches bilden die Vorlage und Auswertung der Grabungsbefunde durch Daniel Gutschler und den örtlichen Grabungsleiter Alexander Ueltschi. Auf kurze geographische und historische Einführungen, an denen die Autorin des entsprechenden Helvetia Sacra-Beitrags (Kathrin Utz-Tremp) und der Verfasser des in Vorbereitung befindlichen Kunstdenkmäler-Inventars (Andres Moser) mitgearbeitet haben, folgt eine Einführung in «Grabungsablauf, Methode und Dokumentation». Sie richtet sich eher an das allgemeine Publikum als an die Fachkollegen. Es fehlen präzise Aussagen zu Grabungstechnik und Dokumentation – insbesondere auch der

Hinweis, dass die im Buch verwendeten «Positionsnummern» im Zuge der Auswertung vergeben wurden (anfangs offenbar in der Reihenfolge ihrer Erwähnung im Text) und dass sie damit (im Gegensatz zu den Fundinventarnummern) keinen unmittelbaren Zugriff auf die Originaldokumentation der Grabung zulassen. Der Wechsel von runden (in den Fotos) und rechteckigen Rahmen (in den Zeichnungen) der Positionsnummern mag den Nicht-Archäologen irritieren – schwerwiegender ist das Fehlen aller dieser Nummern in den vier Beilage-Plänen, was diese auch für Fachkollegen fast unbenutzbar macht. Anmerkung 138 (von S. 93) hätte die auf S. 30 beeindruckende Menge von Mörtelproben gleich zu Beginn relativieren können.

Die Darlegung der «Ergebnisse von Grabung und Bauuntersuchung» umfasst sechs Hauptperioden von der Bronzezeit zur Hochromanik, es folgen kurze Kapitel zu den spät- und nachmittelalterlichen Veränderungen und zu den Bestattungspätzen. In die Darstellung integriert sind auswertende Passagen zu den jeweiligen Fundobjekten, deren antiquarische Präsentation dann den zweiten Teil des Buches bilden. Eine einleitende «Zusammenfassung» (mit schematischer Darstellung der mittelalterlichen Bauzustände) ermöglicht in nützlicher Weise den Voraus-Überblick, während die «Schlussbetrachtung» bewusst ausschnittshaft weiterführende Überlegungen anreißt.

Als zentrales Ergebnis der Grabungen von 1984–1986 konnte die alte Annahme widerlegt werden, dass die Gründung des Cluniazenserpriorats («nach 1107») gleichsam «auf grüner Wiese» erfolgt sei. Prähistorische und römische Streufunde waren zwar schon länger bekannt, jetzt konnten jedoch auch mehrphasige Sakral- und Wohnbauten des früheren Mittelalters nachgewiesen werden, denen ältere Steinbauten vorausgehen.

Die (wahrscheinlich umgelagerten) Fundkomplexe prähistorischer Keramik und einzelne Pfostengruben gehören zu einer Siedlung, die auf der Insel bislang noch nicht zu lokalisieren ist; sie stammen neben Hallstatt C/D vor allem aus Hallstatt A2.

«Römische» Mauerzüge südlich des späteren Klosters werden dann als ausgedehnter Sakralbezirk gedeutet, zu diesem gehören weitere geoelektrisch nachgewiesene Bauten und vor allem die zahlreichen, in jüngeren Gebäuden verbauten römischen Quaderspolien. Ein wenig charakteristisches Bauwerk wird im Vergleich mit dem Tempelbezirk von Studen als «Priesterhaus» gedeutet.

Mehrere Sarkophage der Merowingerzeit lassen eine zeitgleiche Kirche (oder Memoria) vermuten, für die «nachrömische» Mauern wiederum südlich des Priorats in Anspruch genommen werden, vielleicht aber auch Bauteile in der ersten Saalkirche. Der ergrabene steinerne Rechtecksaal der ersten Kirche stammt aus dem 8. Jahrhundert; in einer späteren Phase wurde ihm ein Rechteckchor angebaut. Ein hochbedeutender Befund ist der südlich an diese Kirche angefügte Holzbau, in dem Gutschler den ersten Konventsbau der Mönche vermutet. Dieser wird später, als der Rechteckchor schon stand, durch einen dreiflügeligen Fachwerkbau um einen quadratischen Innenhof ersetzt – eine kleine Klosteranlage. Der Holzkonvent wurde dann während der Bauzeit der romanischen Basiliken Stück um Stück reduziert.

Die Interpretation der vormittelalterlichen Befunde lässt manche Frage offen. Für die Interpretation der «römischen» Bauten als Sakralbezirk fehlen eindeutige Funde, zum Beispiel Weihesteine; die Herkunft der Quaderspolien von anderen Orten scheint zumindest teilweise wahrscheinlicher als ihre Herkunft von der Insel selbst. Die freigelegten Mauern zeigen nur kleinteiliges Mauerwerk.

Ansprache und Datierung der «merowingischen» Befunde stehen und fallen mit den Steinsarkophagen, die im Mauerwerk der romanischen Kirche und zweitverwendet im zugehörigen Friedhof gefunden wurden. Mit den Sarkophagen wird die Existenz einer Memoria begründet, und andererseits sollen diese (undatierten) Mauerreste nahelegen, dass die Sarkophage zu einer Grablege auf der Insel gehören – ein *circulus vitiosus*. Es gibt bislang offenbar weder Funde, die in die Merowingerzeit datieren, noch ein Gräberfeld dieser Zeit. Der Autor möchte sich jedenfalls nicht vorstellen, dass «derart sperrige Objekte» lediglich als Baumaterial auf dem Seeweg herangeschafft wurden. Der Ferntransport von Sarkophagen ist jedoch üblich; das meiste im Hochmittelalter auf der Petersinsel verwendete Baumaterial musste ohnehin per Schiff herangebracht werden. Die im Befund schwer begründbare Aufgliederung von «römischer» und «merowingischer» Phase lag den Ausgräbern anfangs fern, wie die Benennung von «südlichem» («Priesterhaus»), «mittlerem» und «nördlichem» Gebäude zeigt. Die behaupteten älteren Bauteile in der «karolingischen» Saalkirche sind nicht nachvollziehbar; der Verweis darauf wird später im Text nicht eingelöst. Ein steingerechter Befundplan, wie er alle anderen Phasen begleitet, würde hier grössere Klarheit schaffen. Bedauerlich ist auch, dass die Ergebnisse der geoelektrischen Untersuchungen nicht mit genaueren Plänen belegt werden. Die terminologische Varianz der Begriffe «Steinkofferung, -teppich, -packung, -anhäufung» ist nicht schlüssig, die zeitliche Zuordnung dieser Befunde noch weniger.

Bei der ersten Saalkirche erscheinen die Wertung von Kalkschlamm und Farbspuren als Indizien für «Stuckierung» und Ausmalung mit «opus sectile» (!) befremdlich. Nicht einleuchtend ist die Rekonstruktion des Kreuzgangs der zweiten «karolingischen» Phase mit laubenartigen Öffnungen zum Innenhof, denn die Schwellbalken lassen auf eine (zumindest im unteren Bereich) geschlossene Wandzone schliessen. Die vorgeschlagenen Raumfunktionen gehen von (für die vorgeschlagene Zeitstellung) zu wenig reflektierten Schlagworten aus («benediktinisches Normal-schema», «grosse karolingische Klosterreform») und nicht zuletzt vom späteren, cluniazensischen Bau: Die aktuellen Überlegungen zur Mehrfachnutzung früher Klöster Räume werden nur angedeutet, die Lokalisierung des «Calefactoriums» im Ostflügel-Obergeschoss über einer «Küche» ist ganz überraschend. Ist es nicht möglich, dass die zahlreichen Feuerstellen und Aschespuren erst aus der Zeit unmittelbar vor dem Abbruch im 11. Jahrhundert stammen? Aus der geringen Zahl an Keramikfunden auf eine magere Ausstattung des Konvents zu schliessen, erscheint vorschnell; die allgemein zu wenig beachteten Überlegungen von U. Gross und A. Zettler zum klösterlichen Lavezgeschirr (Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters 18/19, 1990/91, 11ff.) könnten auch für die St. Petersinsel wichtig sein. Problematisch ist ebenso, aus einem Marmorbecken Handelsachsen bis nach Oberitalien zu rekonstruieren, zumal römisches Steinmaterial in grossen Mengen wiederverwendet wurde.

Die Datierung der beiden Bauphasen der Kirche ins 8.–9. Jahrhundert wird mit etlichen Vergleichsbeispielen begründet; für die Klausur bleibt die Argumentation allzu knapp. Unklar bleibt, warum nur die Karolingerzeit in Frage kommt: Die Keramikfunde werden grosszügig ins 9.–11. Jahrhundert datiert. Saalkirchen mit einfachen Konventshäusern sind an Gründungsklöstern bis ins Hochmittelalter zu finden. Als *terminus ante* erscheinen lediglich

die dendrochronologisch datierten Gräber westlich des Holzklosters unstrittig (um 950/51, 1069, 1070) – die erst auf S. 179 (und ohne genauere Angaben zur Datierung) angesprochen werden. Es hätte der Publikation gut angestanden, die Unsicherheit der Datierung aller vor-hochmittelalterlichen Strukturen offener darzulegen – dem bedeutsamen Fund eines Holzklosters tut dies ja keinen Abbruch.

Ebenso überraschend war der Fund einer ersten hochromanischen Kirche (I), die dem bekannten, in Resten erhaltenen Kirchenbau (II) vorausging. Es handelt sich um die Osteile einer «cluniazensischen» Anlage, mit dreiteiligem Sanktuarium, drei Apsiden sowie den Ansätzen von Querschiff und Klausur-Ostflügel. Die frühe Aufgabe dieser Bauplanung – in deren Folge die meisten Mauern bis zur Fundamentsohle ausgeräumt wurden – war vermutlich von statischen Problemen bedingt. Dafür gibt es allerdings keine direkten Befunde. Die mangelhafte Tragfähigkeit des Baugrunds wird durch ausführliche bauphysikalische Versuche von M. Rohrer nachgewiesen.

Der nachfolgende, gleich konzipierte, aber in den Dimensionen deutlich reduzierte und Richtung Norden verschobene Neubau konnte detailliert untersucht werden – auch im Aufgehenden der drei erhaltenen Klausurflügel. Der Kirchenbau endete – bei Einstellung der Bauarbeiten – mit dem Querschiff, das Langhaus blieb unvollendet. Die erste Farbfassung der Kirche zeigte weiss verputzte Wandflächen mit steinsichtigen, gequadrerten Wandvorlagen und Mauerecken. Der Kreuzgang hat lediglich im Ostteil starke Fundamente, er scheint bei seiner Fertigstellung nur Schwellbalkenmüerchen (für eine hölzerne Brüstung?) erhalten zu haben. Hinzuweisen ist auf den Kapitelsaal mit seinen neu freigelegten Arkaden, auf zahlreiche Befunde zur Aufteilung und Nutzung der drei Klausurflügel sowie auf Reste eines vierteiligen Wasserleitungssystems. Bemerkenswert ist der Nachweis der Kreuzgangtreppe, die parallel zur Westwand des Ostflügels aufsteigt; der Südost-Eckpfeiler der Kreuzgangmauer (Abb. 135) könnte einen nach Süden (oder Osten?) führenden Bogen für den Absatz vor der hochgelegenen Dormitoriumstür getragen haben.

Die Befunde zum grossenteils erhaltenen Bau II werden in zahlreichen farbig periodisierten, steingerechten Maueransichten dokumentiert, alle wesentlichen Baudetails auch in Zeichnungen 1:20. Wichtig sind zahlreiche Beobachtungen zum Bauablauf und zur Bautechnik: Nachgewiesen ist die Abfolge der Fundamentierungsabschnitte, bei denen der östliche Klausurflügel – wie andernorts – vor dem Kirchenbau begonnen wurde (hier: auf den Kirchenfundamenten der ersten Neubauplanung), allerdings erst nach Fundamentierung der Kirchen-Osteile mit diesen zugleich hochgeführt wurde. Auffallenderweise wird bei beiden Kirchenbauphasen die nördliche Sanktuariumskapelle mit der Nordapsis erst in einem nachfolgenden Bauabschnitt begonnen. Die frühmittelalterliche Saalkirche wurde erst für den Bau des Klausur-Westflügels abgebrochen, da sich dort ihr zweitverwendetes Baumaterial findet. Glockengussgruben liegen im Südquerarm und im Friedhof.

Auch zur Nutzung gibt es zahlreiche bemerkenswerte Befunde: Den Nachweis, dass an der Tür vom Kreuzgang zur Kirche normalerweise nur ein Flügel geöffnet war, das U-förmig geführte Chorgestühl, den frühmittelalterlichen Sarkophag als «Ausstattungsstück» im Nordquerarm, die mögliche Existenz einer hölzernen Kapelle am Kapitelsaal, die Holzwand im Dormitorium, den Fischbehälter in der Konventsküche.

Viele Befunde machen jedoch deutlich, wie begrenzt unser Wissen von Gestalt und Nutzung hochmittelalterlicher Klosteranlagen noch ist: Gerade die Raumteilung im Westflügel-Obergeschoss ist aus sich heraus nicht deutbar (Priorat?). Aber auch andere Fragen bleiben offen: Grenzt die Holzwand im Dormitorium eine «Kleiderkammer» ab oder zum Beispiel die Zelle eines Offizialen?

Hat das Präfurnium den Südraum des Osttrakts beheizt und nicht (wie sonst üblich) das Calefactorium im Südtrakt? Warum kann der Sarkophag im Nordquerarm nicht das «Stiftergrab» von 1127 aufgenommen haben? Er wurde leer aufgefunden, war aber zum Zentrum einer Grablege geworden.

Die Kapitelsaal-Arkaden werden wegen der ungewöhnlichen 1:2-Teilung und wegen verschiedener Abarbeitungsspuren als «zweitverwendet» angesprochen. Sie sollen für Bau I gearbeitet und dort evtl. schon verbaut gewesen sein (S. 89). Dies würde für die Deutung der Fundamente des Ostflügels I hohe Bedeutung haben, wird dort (S. 81 und Abb. 107) aber nicht diskutiert. Auch als datierendes Element – mit dem von kleinen Säulchen getragenen Rundstab in der Laibung – müssten die Arkaden zu Bau I gerechnet werden. Das Fenster Abb. 218 soll ebenfalls aus dem Konvent I stammen (S. 135), der also zumindest im Erdgeschoss fertiggestellt gewesen wäre.

Das komplexe Wasserleitungssystem (Abb. 276) bedürfte ebenfalls genauerer Einordnung. Das Fehlen aller Abzweigungen der Zuleitung könnte mit Metallraub zu erklären sein. Die Einmündung (Pos. 234–235) ist bei einer Druckleitung nicht sinnvoll: Vermutlich sind hier zwei Abwasserkanäle gefasst (Abb. 141: ohne Rohr). Die Häufung von Leitungen am Südflügel wird nicht diskutiert – gerade hier dürfte doch die Nähe zu einem Kreuzgangbrunnen fassbar sein. Leider sind manche Leitungen (Pos. 153, 249, 253, vgl. Abb. 283f., S. 162) nicht im Plan Abb. 276 eingetragen (oder nicht beschriftet?). In den einführenden Beobachtungen zum «Gewachsenen Boden» findet sich (S. 35) der Hinweis auf ein fossiles Bachbett und eine ehemalige «Quellmulde»: Rückblickend wäre hier eine Darlegung der hydrologischen Verhältnisse höchst angebracht gewesen, um die Möglichkeiten (und Schwierigkeiten?) der regelmässigen Wasserversorgung für das Kloster einschätzen zu können.

Die Zeichnungen zu den romanischen Bauabschnitten lassen zum Teil ältere Auswertungsstände erkennen: Die Ostmauer des Ostflügels I (Pos. 107) wird in manchen Plänen noch zu Bauphase II gerechnet (Abb. 133; richtig wohl [lt. Text S. 81 und 93] Abb. 132, vgl. Abb. 112). Text und Bild ergänzen sich überdies nicht immer: Die «Krangrube» in der Mitte der Vierung (Abb. 147) fehlt im Text und im Grundriss Abb. 151 – in welchem man auch die S. 100 beschriebene «Fundamententwässerung» vergeblich sucht. Ganz irreführend ist in Abb. 132 die Eintragung einer grünen «Südmauer» des Klausur-Ostflügels: Klare Indizien (Abb. 112) gibt es nur für die (hier wiederum fehlende) Südmauer des Nebenchors I (vgl. S. 92 und Abb. 133). Freilich würde die aus den Fensterpolien erschliessbare Fertigstellung des Ostflügels I eine Quermauer im Süden fordern – sie ist in Abb. 112 vielleicht angedeutet, aber nicht im Text zu Bau I diskutiert. Die genannte Übersicht über die vier Fundamentierungsabschnitte von Bau II (Abb. 132) hätte gewonnen, wenn die einzelnen Phasen farblich abgesetzt worden wären. Überraschenderweise wird nämlich in den Maueransichten (Abb. 166, 192) eine violette «Übergangsphase» markiert, die in der Grundrissfolge fehlt. Auch die Rekonstruktion eines «Konversengangs» zwischen Klosterpforte und Querschiff wird nicht nachvollziehbar, da seine Mauern in Abb. 132 und Abb. 151 unterschiedlich dick sind. Kann die schmale Tür im Südquerarm nicht (wie andernorts) zu einer Dachraum-Wendeltreppe geführt haben? Der S. 129ff. (Abb. 205) mit überzeugenden Gründen erschlossene Anbau am Kapitelsaal dürfte als Holzbau keine Apsis gehabt haben; seine Tür ist zwar in Abb. 192 und 231, aber nicht in Abb. 151 eingetragen – die «Gesamtrekonstruktion» Abb. 273 (und Titel) interpretiert diese Tür noch als «Totenpforte».

Die Datierung der romanischen Bauphasen erfolgt nur auf stilistischem Weg. Bau I wird «um 1030» datiert (S. 83f.), da der Grundriss nicht den schweizerischen Bauten des späten 11. Jahr-

hunderts entspricht (Payerne II, Münchenwiler); Bau II wiederum wird mit diesen Bauten verglichen und soll um 1130 fertig gewesen sein (S. 159) – wegen einer überlieferten (aber archäologisch nicht fassbaren) Bestattung 1127.

Immer wieder überlagern «kunsthistorische Entwicklungshypothesen» die Argumentation aus dem Befund («Mutterkloster Cluny II»). Beim Figurenkapitell wird die Existenz einer «cluniazensischen Bauplastik» (von wem behauptet?) widerlegt zugunsten einer Ansprache des Stils als «burgundisch» – ähnlich willkürlich erscheint die Einordnung der Kirchenbauten. Die archäologischen Probleme in Cluny selbst werden trotz der dort ungelösten Forschungskontroversen ausgeblendet (vgl. N. Stratford, in: Bulletin monumental 150, 1992, 383–411). Einer frühen Auswertungsphase entstammt wohl die Argumentation zum Chorgestühl (mit der Alpirsbacher Bank); das Autorenbild Abb. 187 stellt überdies keinen Chorstuhl vor. Schliesslich bedarf die Vermutung, der Prior habe im Zentrum der Westseite gesessen, noch der Begründung: War ein Chorgestühl in einer solchen unvollendeten Kirche tatsächlich anders genutzt als nach Fertigstellung des Langhauses?

Bau I und Bau II sind mit archäologischen Kriterien offenbar nicht datierbar. Gibt es einen zwingenden Grund, von einem cluniazensischen Kirchen- und Klosterbau auf der Insel auszugehen, der um 1030 begonnen (während die Mönche die «karolingische» Holzklausur weaternutzten), bald (wann?) wegen Baufälligkeit der Kirche wieder abgetragen und erst um 1090 verändert wiederaufgebaut wurde – während die Insel erst 1107 in den Besitz der Abtei Cluny kam und damals von einem bestehenden Konvent keine Rede war? Die äusserst enge Abfolge von Bau- und Planungsphasen zum Beispiel in Schaffhausen (um 1080/1110) lässt es durchaus denkbar erscheinen, auf der St. Petersinsel alle diese Baumassnahmen nach 1107, in die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts zu datieren. Es würde zudem Beobachtungen an anderen Klosterplätzen (Hirsau, Steinbach) widersprechen, die ungebrochene Existenz eines Mönchskonvents vom 7./8. bis zum 11. Jahrhundert anzunehmen, wenn Neubauten der Zwischenzeit ganz fehlen. Der Verzicht auf diese Hypothesen hätte Konsequenzen auch für die Deutung der Holzklausur und für deren Frühdatierung. Sofern östlich des Kapitelsaals zeitweise eine hölzerne Kapelle stand, wäre diese ebenfalls in die Überlegungen zur Bauabfolge einzu beziehen.

Die kurze Darlegung der spätmittelalterlichen Befunde ist schliesslich von «reformatorischer Rhetorik» geprägt und verstellt eher den Blick auf eine durchaus produktive, späte Phase dieses Klosters. Der Fundkatalog zeigt, dass gerade für das 13.–16. Jahrhundert weiterführende Aussagen möglich wären – und dass die Sachkultur der früh- bis hochmittelalterlichen Zeit trotz aller guten Vorsätze von Ausgräbern und Auswertern farblos bleibt. Dieser Gegensatz scheint auch andernorts die Auswertung von Klostergrabungsfunden zu prägen (z.B. Murrhardt, Lorsch). Der Verzicht auf eine Korrelation von originalen Fundangaben (in den Fundkatalogen) mit den Positionsnummern der Publikation ist nur deshalb für den Leser akzeptabel, da die meisten Funde in sekundärer Lage geborgen wurden.

Die ausführliche Auswertung der Bestattungen durch S. Ulrich-Bochsler stellt insbesondere den Mönchsfriedhof östlich der Klosterkirche in den Kontext anderer Klostergrabungen. Bemerkenswert ist die Anzahl der Invaliden oder Teilinvaliden, die in ihrem Leben zum Teil erhebliche Verletzungen erlitten hatten (und erst als alternde Adlige in den Konvent eintraten?), sowie der durchschnittliche Gebisszustand, der für eine «mönchische Ernährungsweise» spricht – allerdings scheinen sich die beiden Erklärungsversuche zu widersprechen.

Der Band beeindruckt durch seine überaus reiche Bildausstattung mit 469 Fotos, Plänen, Maueransichten und Profilen in guter

Druckqualität; vielfach sind Befundsituationen sogar auf nebenstehenden, beschrifteten «Duplikatfotos» interpretiert – hier wurde nicht gespart, erfreulicherweise auch nicht mit Farbe. Die meisten Bildtexte sind didaktisch hervorragend. Freilich erscheint die Auswahl der teuren, zum «Mitlesen» ausklappbaren Abbildungen recht willkürlich, und Abb. 62 und 69 beweisen unfreiwillig, dass der Verzicht auf Farbfotos für Grabungszustände meist keinen sachlichen Verlust bedeutet – beide wären in Schwarzweiss erheblich besser lesbar geworden. Ein Lageplan der abgebildeten Profile würde manches Suchen ersparen.

Im Detail wird die Publikation allerdings dem Gesamteindruck oft nicht gerecht. Vieles wurde schon angemerkt. Widersprüche zwischen Text und Abbildungen, veraltete Auswertungsstände, Auslassungen und Irrtümer in Zeichnungen führen nach kurzer Zeit dazu, dass man vor allem die Grundrisse nicht mehr vertrauensvoll benutzt. Vielfach fehlen (wie erwähnt) Positionsnummern in den Abbildungen (trotz entsprechender Verweise im Text); in Abb. 47 sind nicht nur die «römischen» Mauern, sondern auch die stehenden Gebäude «schwarz» periodisiert. In Abb. 70 ist der für die Argumentation zentrale Erdsteg nicht erkennbar; in Abb. 73 ist die Höhe der Chorschulter anders abzulesen, als im Text S. 58 angegeben. Hinzu kommen erhebliche Mängel der Schlussredaktion bei Abbildungsverweisen und Bildunterschriften: Die Abbildungsverweise im Text sind nicht nur unnötig lückenhaft, sondern immer wieder – aufgrund von letzten Änderungen im Umbruch – falsch (Grabplatte und Sarkophag [S. 165] finden sich auf Abb. 27 [nicht 23] und 394.2 [nicht 391.2]; Abb. 49 zeigt die Südostecke,

nicht eine Nordecke; das «nördliche Gebäude» (S. 52) müsste V.1.2 heissen statt V.1.3; in Abb. 102–104 passen die Unterschriften nicht zur Bildfolge). Auf S. 45 ist im Text die Fussnote 48 verloren gegangen. All dies erschwert den Nachvollzug der Argumentation in oft ärgerlicher Weise und stört bei längerer Arbeit den anfangs guten Gesamteindruck – wer sucht, findet jedenfalls alle notwendigen Bild- und Katalogbelege und staunt dabei, wie viele nützliche Details die Ausgräber eingefangen haben.

Insgesamt können die ergrabenen Bauten auf der St. Petersinsel eine hohe, überregionale Bedeutung für die Klosterforschung des frühen und hohen Mittelalters beanspruchen. In der ausführlichen, detailreichen Vorlage aller Strukturen und Funde liegt der hohe und bleibende Wert dieser Publikation. Der absichtliche Verzicht auf eine breitere, wissenschaftliche Einbettung der Auswertungsergebnisse und auf eine objektivierende Darstellung der Befunde hat jedoch schwerwiegende Folgen: Die von der Öffentlichkeit vielbeachteten Grundthesen der Grabung (und dieses Buches) – «Kultkontinuität» seit der Römerzeit, «karolingisches» Holzkloster, «Cluniazenser»-Kirche schon lange vor Einsetzen entsprechender Schriftquellen – ergeben sich nicht zwingend aus der Darlegung der archäologischen Beobachtungen, sondern erscheinen lediglich als eine (und nicht als die nächstliegende) der möglichen Auswertungshypothesen. Die wichtigen Fundamentsteine, die diese Grabung dem Forschungsgebäude zur Verfügung stellt, liegen vermutlich noch nicht an ihrem richtigen Platz.

Matthias Untermann / Wibke Züchner

* * * *